

GOTT BRAUCHT DICH NICHT
– ein provozierendes und aufwühlendes Debüt

von *Ilka Scheidgen*

Um es gleich vorweg zu sagen: Das Debüt der 32jährigen Esther Maria Magnis ist in vielerlei Hinsicht ein Ereignis. Zwar kann man in letzter Zeit eine erstaunliche Hinwendung zur religiösen Thematik feststellen – erinnert sei an die letzten Veröffentlichungen von Martin Walser, aber auch das Bekenntnisbuch des SPIEGEL-Redakteurs Matthias Matussek „Das katholische Abenteuer“ oder den Bestseller des Theologen Manfred Lütz „GOTT: Eine kleine Geschichte des Größten“ – und doch unterscheidet das Buch von Esther Maria Magnis sich von Beispielen wie den genannten um einen ganz wesentlichen Aspekt: es wirkt und ist authentisch, das heißt: hier ist zuvorderst nicht intellektuelles Hinterfragen oder sprachverliebte Spielerei am Werk. Nein, hier geht es um nicht mehr und nicht weniger als das Leben selbst, das Leben von Esther Maria Magnis, das einen Riss erhält, als sie noch Kind ist. Mit einer Kindheitsszene beginnt das in drei Kapitel gegliederte Buch, dem jede Gattungsbezeichnung fehlt. An ihrer Stelle findet sich die merkwürdige Angabe „Eine Bekehrung“. Darunter versteht man gemeinhin eine Hinwendung vom Unglauben zum Glauben. Auch davon handelt dieser autobiographische Text. Aber mehr noch handelt er vom zutiefst existenziellen Verlust des Glaubens, von einer Gottesferne und Leere, von einer geradezu hiobsmäßigen Verzweiflung und Anklage, dass Gott sich nicht zeigt, dass er schweigt und dass er das Leid und das Zerschneiden am Leiden zulässt, ohne sich zu kümmern, ohne auf Gebete zu hören.

Als die 14jährige Esther und ihre Geschwister Steffi und Johannes erfahren, dass ihr Vater an einem unheilbaren Krebs erkrankt ist und nur noch „drei Wochen oder drei Monate“ zu leben hat, bricht für sie ihre heile Kinderwelt zusammen. Obwohl die Familie eine gängige Glaubenspraxis übt mit Kirchbesuchen, rebelliert Esther vor allem gegen das, was ihr in Predigten oder im Unterricht über Gott erzählt wurde, denn es unterscheidet sich nicht von dem, über was auch in Talkshows unentwegt palavert wird. So stellt sie sich Gott nicht vor, so spießig, so moralisch. „Ich hatte zwar keine Ahnung, was er wollte, aber er interessierte mich einfach, irgendetwas band mich an ihn. Sein Gottsein. Seine Wirklichkeit.“

„Ich brauchte als Vierzehnjährige nicht noch einen Unsichtbaren und schon gar keinen orientalischen Pazifisten mit Schlappen und Vollbart.“ Denn: „So niedrigschwellig Jesus auch angeboten wurde, so wenig konnten meine Freunde und ich etwas mit ihm anfangen.“ Eine ganz normale Pubertierende also. „Es war in diesem Alter, so mit dreizehn, vierzehn, als ich irgendwie begann, mich leise von Gott zu trennen. Eine Trennung ohne Winken, ohne tschüs zu sagen.“ Und dann, mit der grauenhaften Ankündigung seines baldigen Todes, der nur einen Gedanken in ihr auslöst „Ich will Papa behalten“, bricht sich ETWAS in ihr Bahn, das diesen Wunsch zu einem Gebet werden lässt, einem Gebet, das ihr ganzes Sein erfasst und in das sie ihre Geschwister mit hineinnimmt. Plötzlich gab es kein Wenn und Aber, keine Vernunft, die beschwichtigt, sondern nur noch einen unbeirrbaren Glauben an ein Wunder, das den Vater retten würde. Da war plötzlich wieder da, was Esther als kleines Kind von fünf Jahren am Meer einmal erlebt hatte, was man als mystisches Erlebnis bezeichnen könnte. Die Schilderung jenes Erlebnisses ist nur eine jener Stellen im Buch, das sich konsequent einer literarischen Einordnung verweigert, bei der sich die poetische Sprachkraft der jungen Autorin zeigt. „Während ich schaute, begann die Tiefe des Himmels, die sich durch die einzelnen Sterne

darin andeutete, zu wachsen. Ich kannte nichts von dem. Die Wellen des Meeres wurden nicht leiser, aber das Rauschen nahm eine andere Richtung. Es führte nicht zu mir, zu meinem kleinen Platz auf den Steinen, sondern hinaus in die Weite. (...) In mir, ohne Konsonanten, ohne Vokale – mein Name. Die Welt trat nicht zurück, aber ich trat aus ihr hervor. Mitten aus der Nacht, weil mein Name in mir nachklang. Die ganze Zeit. In einer Weise, in der ich nicht sprach. Darin lag ein Ernst, liebevoll und gleichzeitig unbedingt.“ Und da wusste das kleine Kind, dass es Gott begegnet war. Und jetzt war es wieder so. Das Gebet für den Vater „unterschied sich von allen anderen Hinwendungen, die ich bis dahin zu Gott getan hatte. Ich war das Gebet. Ganz.“

So etwas zu lesen, dürfte einem aufgeklärten Geist Schauer einjagen.

Aber dieser so unglaubliche Glauben an die Kraft des Gebetes wird geprüft und im Zorn verworfen und dann noch einmal ganz elementar beschworen. Eineinhalb Jahre hat der Vater durch verschiedene Therapien schon wider Erwarten überlebt. Als es heißt, „Papa stirbt“, mobilisiert sie noch einmal all ihre Kräfte. „Ab diesem Tag begann ich, mein ganzes Vertrauen Gott zu schenken und zu glauben, dass sich der Berg erheben und ins Meer stürzen würde, weil ich betete, als hätte ich’s schon empfangen. Den letzten Zweifel verscheucht.“ Ein halbes Jahr später ist der Vater tot. „Danach bin ich verstummt. – Totenstille die ganze Welt. Still und kalt. Wie wenn Schnee gefallen ist. Ohne Gott. Ohne mich. Und keine Regung mehr.“ So endet das erste Kapitel.

Wie nun weiterleben? Alles Fragen, alles Denken, alles Philosophieren ist ohne Sinn. „Es gab erst mal nur Tod. Und der tut nicht sofort weh. Der ist nur sehr streng. Der nimmt einem Oberfläche, auf der was haften bleiben kann. Und jede Zeile, die der Geist schreiben will, hat keine Tafel mehr, und die Kreide klackert auf Glas, und nichts bleibt hängen. Jeder Strich, den man ziehen will, jeder Bogen, ob verträumt oder genau und konzentriert, rutscht ab auf Glas. Man ist auf einmal dumm.“ Wer so schreiben kann, ist ein Dichter. Das ist keine „Ratgeberliteratur“. Hier wühlt sich jemand im Staub des Nicht-Begreifens-Könnens, der keine wohlfeile Antwort geben kann und will auf die überall lauernde Frage: Warum dieses Leid. Wie kann Gott das zulassen? „Die Antwort war mir scheißegal. Jede Antwort hätte ich als Frechheit empfunden.“ Und dann lässt sie sich fallen – ins Nichts, wo doch nun sowieso alles egal war. Und fühlt sich plötzlich frei, „erlöst von dem ganzen christlichen und humanistischen Schrott, der einen zwingt, das Leben ernst zu nehmen und die erfundenen Regeln einzuhalten“ – und ist doch im Grunde wund wie ein verletztes Tier, als sie in ihrer Verzweiflung, obwohl nichts mehr zu gehen scheint, sogar noch diese Erfahrung macht, „dass man sich als Träger seines Lebens aushalten muss.“

Und es vergehen Jahre, in denen nichts Besonderes geschieht. Nur Äußerliches. So beginnt das dritte Kapitel. Und man spürt auch als Leser die kriechende Zeit, das Gluckern in der Heizung, den Pendelschlag der Uhren, „und der nächste Morgen und der nächste Mittag“ kommen und gehen, immer gleich.

Es sind vier Jahre, nachdem Esther Gott ihr „Ich hasse dich“ entgegengeschleudert hat und dann ganz aufgehört hat, an ihn zu glauben, da muss sie sich im Gespräch mit ihren Kommilitonen plötzlich verhalten zu der Frage, ob man an Gott glaube. Und da weiß sie wieder, dass es IHN gibt. Aber zu ihm sprechen, ihn verstehen?

„Vielleicht ist Gott ein Sadist. Vielleicht ist hinter der Grenze, die wir nur mit unserem Inneren passieren können, ein großes Kind, das schlecht erzogen wurde und sich nicht kümmert. Wenn Gott, wie die Christen behaupten, Liebe ist, dann verstehe ich diese Liebe nicht. Dann ist sie irrer und strenger als meine.“ Das mag salopp oder kokett klingen in manchen Ohren. Aber der Autorin geht es nicht um sprachliche Spielereien. Sie ist um Wahrheit bemüht und versucht sie mit Sprache einzufangen. Das ist schwer genug. Man kann ihr folgen, auch wenn sie keinerlei missionarischen Antrieb verfolgt. Sie erzählt nur von sich selbst. In großer Offenheit. Und mit dem Risiko, sich lächerlich zu machen bei denen, die ihr nicht folgen können. Das ist ein nicht geringes Wagnis, mit so einem Buch, mit solch einem außergewöhnlichen ersten Buch vor die Öffentlichkeit zu treten. Es gibt nicht viele, die so unverstellt von Gott zu sprechen wagen: „Ich glaube, Gott fehlt uns. Ich glaube, wir vermissen Gott. Und wir sind verletzt. Nicht alle. Ich würde das niemals jemandem einreden wollen oder mich damit über Atheisten erheben wollen. Ich weiß, dass es gute Gründe gibt, nicht zu glauben. Aber manchmal denke ich, die meisten Menschen sind einfach nur traurig, dass er nicht da ist. Dass er schweigt.“

Aber die Ich-Erzählerin geht noch einen Schritt weiter als in diesen Überlegungen. Sie liefert sich aus, sich höchstpersönlich, nackt vor dem großen Unbekannten, nackt vor dem Leser – dies vor allem. Und damit beginnt das, was sie ihre „Bekehrung“ nennt, als sie erkennt, „dass der Mensch zusammengefasst in den Zeiten nur einen einzigen Moment im Leben hat, das ist der vor Gott. (...) Alles, was ich je wusste, ist gegangen. Nur die Staubknäuel und die Krümel auf dem Holz, wenn man mit den Händen darüberfährt. Ich habe zu knien begonnen. Es ist ausgeschwiegen. Nur noch ein gleichmäßiger Schlag in meinem Dasein. Gott?“

Esther hat Gott wieder gefunden. So hätte es für sie gerne bleiben können. Aber das tat es nicht. Ihr neuer Glaube wird durch einen weiteren, vielleicht noch schlimmeren als den ersten Schicksalsschlag auf eine unbarmherzige Probe gestellt. Und Esther hadert ein weiteres Mal mit einem scheinbar so fröhlichen Christentum, das von der Frohbotschaft der Evangelien spricht. Für sie offenbart sich Gott als Zumutung, als Schrecken. Und das ist alles für sie nicht wahr, was in so scheinbar fortschrittlichen Interpretationen der Bibel oder in modernen Kirchenliedern vermittelt werden soll, zum Beispiel, dass Gott uns braucht. Das machte Gott kleiner und die Menschen größer, wie sie fand. Und aus dieser Überlegung versteht man plötzlich den Titel des Buches. „GOTT BRAUCHT DICH NICHT“ – jedes Wort auf einer Zeile, in Majuskeln, aufgerichtet und Schatten werfend wie den Schriftzug HOLLYWOOD in den Bergen über der Filmstadt Los Angeles. Als absoluten Kontrast zu jener Glamour- und Traumwelt. Denn Glauben hat mit Traumwelten nichts zu tun. „Gott ist schrecklich. Gott brüllt. Gott schweigt. Gott scheint abwesend. Und Gott liebt in einer Radikalität, vor der man sich fürchten kann.“ Gesäusel und gefühliges Sozialkitsch haben da keinen Platz. In der Tat: Gott braucht uns nicht. Aber Esther Maria Magnis hat erlebt, dass Gott wirklicher ist als alles andere. Davon gibt sie in ihrem Buch eindringlich Zeugnis.

Esther Maria Magnis, Jahrgang 1980, katholisch, hat Vergleichende Religionswissenschaften und Geschichte studiert. Sie lebt und arbeitet in Berlin. Dies ist ihre erste Buchveröffentlichung.

Esther Maria Magnis: „GOTT BRAUCHT UNS NICHT. EINE BEKEHRUNG“, 238 Seiten, gebunden, ISBN: 978-3-498-06406-8, Rowohlt Verlag Reinbek, 21. September 2012; 16,95 EUR